

— *Digitale Welt und Gestaltung*



Tomás Maldonado

---

Digitale Welt  
und Gestaltung

---

*Ausgewählte Schriften herausgegeben und übersetzt  
von Gui Bonsiepe*



# *Inhaltsverzeichnis*

---

–	<i>Vorwort</i>	9–12
–	<i>Einleitung</i>	15–21
<hr/>		
–	<i>Cyberspace – ein demokratischer Space?</i>	23–111
–	<i>Telematik und neue urbane Szenarien</i>	113–158
–	<i>Der menschliche Körper in der digitalen Welt</i>	161–206
–	<i>Noch einmal die Frage nach der Technik</i>	209–238
–	<i>Brillen – ernst genommen</i>	241–255
–	<i>Das «Zeitalter des Entwurfs» und Daniel Defoe</i>	257–268
–	<i>Ist die Architektur ein Text?</i>	271–280
–	<i>Anmerkungen zum Ikonizitätsbegriff</i>	283–322
–	<i>Sprechen, schreiben, lesen</i>	325–361
<hr/>		
–	<i>«Design», Gestaltung, Entwurf – neue Inhalte</i>	363–374
–	<i>Bibliografie und Biografien</i>	377–421



---

*Hinweis zur vorliegenden Publikation*

*Mein Dank gilt vor allem Gui Bonsiepe, der seit Jahren und mit außergewöhnlicher Beharrlichkeit auf der Notwendigkeit bestanden hat, die von mir in Italien veröffentlichten Schriften – insgesamt zehn Bücher von 1970 bis heute – auf Deutsch zugänglich zu machen. Ein zumindest anspruchsvolles Vorhaben, das er – wenn auch nur teilweise – mit dieser Auswahl der wichtigsten Texte aus verschiedenen meiner Bücher in die Tat umgesetzt hat. Das Projekt konnte dank der Initiative der Zürcher Hochschule der Künste, die den angesehenen Birkhäuser Verlag hat gewinnen können, realisiert werden. Natürlich wäre dieses Buch nicht zustande gekommen, wenn Bonsiepe nicht auch die alles andere als leichte Aufgabe übernommen hätte, die ausgewählten Texte zu editieren und zu übersetzen. Auch hierfür – und vor allem hierfür – möchte ich ihm außerordentlich danken.*

*Tomás Maldonado*



# *Vorwort*

---

*Hans-Peter Schwarz, Jacqueline Otten, Ralf Michel*  
*Zürcher Hochschule der Künste, Zürich, Februar 2007*



Die Hochschule der Künste in Zürich nimmt im Herbst 2007 ihren Betrieb als eine der größten deutschsprachigen Einrichtungen ihrer Art auf. Damit wird sie zu einer der wichtigsten kulturbildenden Institutionen der Schweiz im Bereich der *Higher Education in the Arts*. Dem Studium des Designs kommt in dieser neuen Hochschule eine bedeutende und zentrale Position zu, wird doch das Design im fruchtbaren Miteinander mit anderen Künsten hier nicht wie in anderen Ausbildungsinstitutionen auf einseitige Anwendungsorientierung reduziert. Vielmehr entfaltet es seine Relevanz als kulturell wie ökonomisch wirksame Disziplin.

Obwohl sich die Zürcher Akteure durch die Tradition der Kunstgewerbeschulen einer soliden, auf das Machen ausgerichteten Ausbildung bewusst sind, sehen sie gleichwohl die Notwendigkeit, in einer komplexer werdenden Welt auf ebenso komplexer werdende Anforderungen mit einer Revision des Studiums zu antworten, die die Absolventinnen und Absolventen befähigt, sich in einer Welt rasanten Wandels nicht nur zurechtzufinden, sondern diesen Wandel auch tatkräftig und fundiert mitzugestalten – als Entwerferinnen und Entwerfer von Artefakten, die zwischen Menschen vermitteln, die Technologie in Nutzen transformieren und die als Bindeglied zwischen Kultur und Wirtschaft ihren Stellenwert finden.

Neben den unerlässlichen praktischen Erfahrungen, die dem Entwerfen zugrunde liegen müssen, darf im Studium des Designs die kritische Auseinandersetzung, das Be- und Hinterfragen von Vorgaben und Begleitumständen ebenso wenig fehlen wie die grundlegende Skepsis gegenüber der individuellen entwerferischen Selbstzufriedenheit und Selbstbezogenheit. Diese unspektakuläre Haltung muss zuweilen intensiv ins Bewusstsein gerückt werden, weil die Ausbildungsgänge im entwerferischen Bereich nicht immer dagegen gefeit sind, schwadronierende Welt-erklärer statt tatkräftiger Weltgestalter hervorzubringen, und weil der Illusion des genialen Autoredesigners unzählige hoffnungsvolle Biografien zum Opfer gefallen sind.

Was dies alles mit dem vorliegenden Buch zu tun hat? Dem Entwurf liegt das Denken zugrunde. In diesem Selbstverständnis war und ist es notwendig, eine selbstbewusste Tradition der Kritik und der Begriffsbildung zu erschaffen und zu pflegen – denn die existiert im Design bislang nur ansatzweise. Von diesem Defizit leitet sich die Motivation der Herausgeber ab, eine Reihe von Schriften aufzulegen, die entweder nicht oder nur unter Schwierigkeiten im deutschsprachigen Raum zugänglich sind, Schriften, die dazu geeignet sind, jene kritische Auseinandersetzung mit dem Gegenstand Design zu fördern und die aus der Perspektive des Entwerfens zu bedeutenden Entwicklungen unserer Zeit Stellung beziehen.

Der vorliegende erste Band mit ausgewählten Beiträgen von Tomás Maldonado ist in mehrfacher Hinsicht der richtige Anfang. Seit seiner Übersiedlung nach Italien 1967 ist sein Werk im deutschen Sprachraum kaum mehr zugänglich gewesen, wiewohl es von hoher Aktualität und schneidender Brillanz gekennzeichnet ist. Mit dem kenntnisreichen Designer und Designlehrer Gui Bonsiepe haben die Schriften einen Übersetzer gefunden, der als Schüler von Maldonado dessen Argumentation und Gedankengebäude wie kein anderer durchdringt und um ihre Bedeutung für das Design weiß.

Wir danken an dieser Stelle Tomás Maldonado für die kritische Begleitung dieser Ausgabe und Gui Bonsiepe für seinen unermüdlichen, stets an der Qualität und der Relevanz orientierten Einsatz. Dem Grafik-Designer Christian Riis Ruggaber sei gedankt, dessen Entwurf die Reihe «Schriften zur Gestaltung» erkennbar prägt. Zudem sei dem Verlag und der Lektorin Karoline Mueller-Stahl gedankt, dass sie dem Ansinnen, kluge und gute Bücher für Studierende aufzulegen, ein Forum geben.





# *Einleitung* <sup>\*</sup>

---

<sup>\*</sup> *Gui Bonsiepe, Florianópolis/Ilha de Santa Catarina,  
La Plata/Buenos Aires, September 2006*



Die hier vorgelegte Auswahl der Schriften von Tomás Maldonado füllt eine Lücke im deutschsprachigen Diskurs über Themen, die seit je im Zentrum philosophischen, wissenschaftlichen, kulturellen und politischen Interesses stehen. Die angeschnittenen Fragen gehören gleichsam zum Standardsatz der Thematiken, die in der Mehrzahl, wenn nicht alle in philosophischen und wissenschaftlichen Disziplinen reflektiert worden sind – besonders in den Bereichen der Sprachphilosophie, Anthropologie, Informatik, Medizin, politischen Ökonomie, Semiotik und Technikgeschichte. Ausgehend von einer oftmals minutiösen Analyse dieser Ansätze zu jeweiligen Kernfragen und mit Rückgriff auf weit verzweigte sachbezogene Quellen, entfaltet Maldonado eine spezifische Perspektive, die man als Philosophie des Entwerfens bezeichnen kann. Im Unterschied zu den aufgelisteten Disziplinen zeichnen sich seine Beiträge zur kulturellen Debatte durch einen konkreten Entwurfshintergrund aus, der auf welcher vermittelte Weise auch immer in seinen Texten durchscheint. Maldonado vermeidet es, in – wie er sie nennt – paraphilosophischen und paraliterarischen Spekulationen zu schwelgen, die jeglicher empirischer Grundlage und letztlich Materialität entbehren.

Maldonado wurde im deutschen Sprachraum vor allem durch seine Veröffentlichungen in der Zeitschrift *ulm* (der ehemaligen Hochschule für Gestaltung, Ulm) bekannt, als deren hauptverantwortlicher Redakteur er mehrere Jahre wirkte und die er entscheidend prägte. Seit der Übersiedlung von Ulm nach Mailand im Jahre 1967 und seit der Veröffentlichung seines Buches *Umwelt und Revolte* Anfang der siebziger Jahre wurde es schwieriger, seine Arbeiten im deutschen Sprachraum zu verfolgen. Während seine zahlreichen Bücher und Artikel im italienischen und spanischen Sprachbereich gleichsam institutionellen Status errangen und ihn als einen der führenden Exponenten der kulturellen und politischen Debatte über die Rolle der Technik und über die anthropologische Konstante des Entwerfens für die zeitgenössische Gesellschaft profilierten, konnten sie hierzulande wegen der sprachlichen Barrieren nicht oder nur unzulänglich rezipiert werden. Seine Beiträge stehen gleichsam diesseits und jenseits dessen, was man sich als designtheoretischen Diskurs zu benennen angewöhnt hat. Diesseits, weil sie den Rahmen abstecken, in dem sich differenziert aus der Perspektive des Entwerfens über Gesellschaft, Technologie und Kultur diskutieren lässt; und jenseits, weil sie sich von der sich oftmals in kontingenten Fragen erschöpfenden, medial rauschenden Geschäftigkeit um das Design abheben. Ihm geht es in erster Linie nicht um eine Klärung von Begriffen, die sich allzu leicht mit pedantischer Begriffssputzerei begnügt, sondern um das Aufzeigen von Widersprüchen und offenen Problemen, denen sich die heutige Gesellschaft gegenüber sieht.

Die Textauswahl zielt darauf ab, anhand eines repräsentativen Querschnitts die Trajektorie von Maldonados Werk und die weit verzweigten Thematiken aufzuzeigen, denen sich der Autor in den letzten drei Jahrzehnten mit akribischer Insistenz zugewandt hat. Er bedient sich dabei verschiedener Textformen – sie reichen von literarischen Essays bis zu wissenschaftlichen Beiträgen, die sich in der Regel auf einen ungewöhnlich reichen Anmerkungsapparat stützen, anhand dessen man einen aufgegriffenen Argumentationsstrang weiterverfolgen kann. Zu flinkem Lesen dürften diese gekelerten Texte – durchaus nicht *flashy* und *cool* – schwerlich geeignet sein, wenn man ihren Nuancenreichtum erschließen will, der sich nicht auf – wie so oft üblich – angloamerikanische Materialien beschränkt (und damit verengt), sondern auch Beiträge aus dem deutschen, französischen und selbstredend aus dem italienisch-spanischen Kulturbereich einbezieht.

Von allen Texten lässt sich ein wenn auch vermittelter Bezug zu vier zentralen Entwurfsdisziplinen herstellen: Industriedesign, Visuelle Kommunikation, Neue Medien und Architektur.

Im Kapitel über Cyberspace werden die oftmals überzogenen Hoffnungen eines technologischen Determinismus entlarvt, der im World Wide Web den Motor zur Förderung einer wie auch immer verstandenen Autonomie und Demokratie sieht.

Die Auswirkungen der Telematik auf neue Arbeits- und Lernformen sowie Fragen der sozialen Eingrenzung (Inklusion) und Ausgrenzung (Exklusion) werden in «Telematik und neue urbane Szenarien» untersucht.

Im Kapitel «Der menschliche Körper in der digitalen Welt» geht es unter anderem um die Möglichkeiten und Grenzen der Virtualität, wenn sie für medizinische Zwecke eingesetzt wird. Am Beispiel der Farbwahrnehmungen werden die Grenzen künstlicher Wahrnehmung aufgezeigt.

Die Philosophie der Technik ist das Thema in den Reflexionen über Technik. Maldonado referiert zentrale Fragen und untersucht die autokratische Konzeption der Technik auf ihre Haltbarkeit – und ihre Unhaltbarkeit. Dabei werden unter anderem der etymologisch raunende Denkstil Heideggers und dessen Einstellung zur Technik einer kritischen Revision unterzogen und der im deutschen Sprachraum weitgehend unbekanntes französische Philosoph der Technik, Gilbert Simondon, gewürdigt.

Gegenüber diesen Reflexionen allgemeinen Charakters kann das Kapitel über Brillen als Paradigma dafür dienen, wie eine detaillierte Geschichte eines technischen Gegenstandes, eines Artefakts, einer Prothese geschrieben werden kann. Diese Betrachtung steht quer zu einem kunstgeschichtlichen Ansatz, der sich vorwiegend

darauf beschränkt, in Artefakten primär und ausschließlich formalästhetische Probleme zu sehen, und der somit über die Diskussion von Stilproblemen und überbaulichen Unverbindlichkeiten nicht hinauskommt. Den Fehler, Designgeschichte der akademischen Disziplin der Kunstgeschichte zuzuordnen, erwähnt Maldonado in einem späteren Kapitel.

Einen Archetyp des Entwerfers, des *project makers*, sieht Maldonado in der literarischen Gestalt des Robinson Crusoe von Daniel Defoe und arbeitet dabei die Eigenschaften einer Zentralfigur der Moderne heraus.

In dem Text über Architektur werden einige der Präferenztheoreme der Postmodernisten – genauer einige Thesen von Derrida über die Architektur – mit unverhüllt polemischer Intention als *letteratura buffa*, als brillante Beispiele für Flachsinn charakterisiert.

Die Analyse des Ikonizitätsbegriffs als eines Grundbegriffs der visuellen Kommunikation dürfte mit zu den philosophisch schwierigsten Kapiteln dieser Auswahl zählen; alles in allem ist die Revindikation der Visualität als kognitive Domäne das Thema. Einer Anstrengung des Begriffs könnte eine Anstrengung der Bildlichkeit entsprechen, wobei es nicht – das sei betont – um eine konfligierende Bipolarität zwischen der Zunft der Textritter und der Zunft der Bildknechte geht.

Die Informations- und Kommunikationstechnologien haben in den letzten Jahren eine überbordende Fülle von Veröffentlichungen über die so genannten Neuen Medien induziert. Vor allem die traditionellen Geisteswissenschaften, die konstitutiv immer den technischen Entwicklungen hinterherhinken, wurden verunsichert und sahen sich wohl oder übel gezwungen, sich mit den technologischen Innovationen auseinanderzusetzen. Freilich waren sie – und sind sie – oftmals versucht, den empirischen Rückstand oder die Ferne zur Empirie durch schrankenloses Spekulieren zu kompensieren, was bekanntlich nicht weiterführt. Gegen diese Tendenz setzen sich Maldonados Reflexionen über Sprechen, Schreiben und Lesen ab, in denen die programmatischen Erklärungen, die die Hypertextliteratur als eine vermeintlich neue Schreib- (und Lese-)Form feiern, auf ihre Stichhaltigkeit geprüft werden.

Im Anhang wird der Bogen geschlossen, der sich von den Veröffentlichungen aus der Ulmer Zeit bis heute spannt. Die Rede anlässlich der Veranstaltung zum fünfzigjährigen Gründungstag der hfg ulm – durchaus kein nostalgischer oder sich selbst feiernder Rückblick – lässt die Konstanten eines wahrlich kosmopolitischen Entwurfsdenkens deutlich werden, das besonders empfindlich auf zentrale Hegemonieansprüche reagiert. Diese Empfindlichkeit mag sich daraus erklären, dass Maldonado aus einem Land stammt, das wie die anderen Länder Mittel- und Süd-

amerikas gemeinhin zur Peripherie gezählt wird, für das also die Erfahrung der Abhängigkeit und des Beherrschtseins gleichsam zum kulturellen – und politischen – Humus gehört.

Es wäre ein unsinniges Unterfangen, Maldonados facettenreicher Person mit Etiketten beikommen zu wollen – Maler, Philosoph, Entwerfer, Erzieher, Kritiker, Theoretiker ... Das alles trifft zu, aber zielt dennoch zu kurz. In seiner Jugend war er ein rigoroser Vertreter der konkreten Malerei, der mit dem Manifest *arte concreto – ivención* Ende der vierziger Jahre den in Buenos Aires seinerzeit vorherrschenden Akademismus, einschließlich der abstrakten Malerei, anprangerte. An der hfg Ulm stieß er in den Bereich der Forschung, Entwicklung und Ausbildung in Entwurfsdisziplinen vor. In Italien profilierte er sich zu einem führenden Vertreter in der kulturellen Debatte über Fragen der Gestaltung. Will man ihn charakterisieren, kann man eine Reihe von Eigenschaften und Einstellungen ausmachen, die sich gleichsam als Konstanten über die Jahre halten: eine Vorliebe für *pensiero discorrente* (gegenläufiges Denken), eine Abneigung gegen monokausale Erklärungen, ein Misstrauen gegenüber Entmaterialisierungstendenzen, eine Kritik an technologisch-politischer Naivität, eine seismografische Empfindlichkeit gegen anti-emanzipatorische, autoritäre, antidemokratische Kräfte, ein Misstrauen gegen Verbalradikalismus, ein unablässiges Hin-und-Herwenden von Argumenten auch und gerade der Gegenspieler, ein Bestehen auf Nachprüfbarkeit, eine militante Rationalität, eine Vorliebe für *lucidité* (und somit eine Abneigung gegen romantische Verschwommenheit und «Tiefsinn» gleich welchen Ursprungs, ob nun deutscher, französischer oder sonst welcher Herkunft), ein Gespür für historische Zusammenhänge, eine Bereitschaft, Fachgrenzen zu überschreiten und gerade in Abhandlungen wissenschaftlichen Charakters Querverbindungen zur Literatur und zur künstlerischen Avantgarde zu erwähnen, all das, ohne auf einen bisweilen kaustischen Humor – auch gegen sich selbst – zu verzichten.

All diese Eigenheiten lassen Maldonado zu einer Ausnahmeerscheinung im heutigen Designdiskurs als Teil einer übergreifenden kulturellen Debatte werden. Denn selbst ein wohlwollender Blick dürfte sich schwerlich dem Urteil verschließen können, dass der Designdiskurs weitgehend im bieder männlichen *flatland* angesiedelt ist, wo es nur wenige Erhebungen, geschweige denn Gipfel gibt, von denen aus sich neue Perspektiven eröffnen. Durch das Anheben der Entwurfsausbildung auf Hochschulstatus und vor allem durch die Einrichtung von Masterstudiengängen wurden zwar beschränkte formell-institutionelle und minimale materielle Voraussetzungen geschaffen, um sich theoretisch mit Gestaltungsfragen auseinanderzusetzen und sachbezogene Forschung zu betreiben. Allerdings war für diese Öffnung zu wissenschaftlichen Disziplinen ohne entwurfsempirischen Hintergrund bisweilen ein hoher Preis zu zahlen, insofern das Design der Gefahr ausgesetzt wurde – und wird –,

als Spielwiese für freizügige interpretative Exerzitien einer akademischen Kathedergelehrsamkeit zu dienen, der das Entwerfen völlig fremd ist und die diese Fremdheit oftmals mit einer kaum verhehlten Ranküne gegen das Design, seine gesellschaftlichen, technologischen und kulturellen Grundlagen zu kompensieren sucht. Vor diesem Hintergrund wird die Relevanz der Arbeiten von Maldonado besonders deutlich, insofern sie veranschaulichen, was fundierte und nicht bloß über die Oberflächen huschende Designforschung und nicht affirmative Designtheorie und Designgeschichte meinen können.

Als Ausgangspunkt für die Übersetzung diente zunächst die italienische Originalfassung, aber auch – und nicht in geringerem Umfang – die spanische Übersetzung einiger Kapitel, die bisweilen in Details von der italienischen Version abweicht. In einigen Fällen wurden auch englische Übersetzungen zum Vergleich herangezogen. So weit wie möglich wurden die in den fremdsprachlichen Ausgaben eingefügten deutschen Zitate in der Originalfassung wiedergegeben. Dafür gilt Costanza Pratesi Dank, die eine Reihe oftmals schwer zugänglicher Originalquellen – vor allem in den weiter zurückliegenden Texten – ausfindig gemacht hat. Wenn in der italienischen Ausgabe philosophische Begriffe auf Deutsch wiedergegeben wurden, so wird das hier nicht vermerkt. Die Übersetzung wurde mit dem Autor durchgesehen, um interpretative Fehldeutungen auszuschließen.

Wenngleich das Vorhaben, eine Reihe von Texten Maldonados dem deutschen Sprachbereich zu erschließen, schon vor Jahren skizziert wurde, konnte es doch erst jetzt dank der institutionellen Unterstützung der Zürcher Hochschule der Künste realisiert werden, insbesondere durch das Engagement des Direktors Hans-Peter Schwarz und der Leiterin der Designabteilung, Jacqueline Otten. Es war Ralf Michel von der Hochschule der Künste, der dieses Projekt aufgriff und dem es gelang, den Birkhäuser Verlag für die neue Publikationsreihe der Zürcher Hochschule der Künste zu interessieren. Dafür sei allen Beteiligten gedankt.



# *Cyberspace – ein demokratischer Space? <sup>\*</sup>*

---

<sup>\*</sup> <sup>\_\_\_\_\_</sup> 1. Kapitel aus *Critica della ragione informatica*, Feltrinelli, Mailand 1997, S. 11–191.

## *Vorbemerkung*

*Dieser Text wurde vor zehn Jahren zuerst auf Italienisch veröffentlicht. Er bildete das erste Kapitel meines Buches *Critica della ragione informatica* (Kritik der digitalen Vernunft) (1997). Wenn man sich die Schnelligkeit vergegenwärtigt, mit der sich die Kontextbezüge im Bereich der erörterten Thematik unablässig wandeln, dann liegt es auf der Hand, dass einige Punkte ihre Aktualität eingebüßt haben – zum Beispiel die Bedeutung, die Personen wie George Gilder, Newt Gingrich und Ross Perot beigemessen wurde, sowie einige kontingente Informationen hinsichtlich der Eigentumsordnung der Netzwerke und der Entwicklung der Gesetzgebung über die Telekommunikation in den USA. Abgesehen von diesen Einschränkungen bin ich aber überzeugt, dass der Text Analyseperspektiven freigelegt hat, die noch heute im Zentrum der Auseinandersetzung stehen.*

*Tomás Maldonado, 2006*



In einige Sektoren unserer heutigen Gesellschaft wird die Hoffnung gehegt, dass die interaktiven und multimedialen Technologien zu einer radikalen Neuorientierung unseres gegenwärtigen Demokratieverständnisses (und unserer demokratischen Praxis) beitragen können. Man setzt darauf, dass diese Technologien das Potenzial in sich bergen, einer Form der *direkten* oder partizipativen Demokratie den Weg zu ebnen.<sup>01</sup> Auf diese Weise – so lautet das Argument – könnten die so oft beklagten Schwächen, Widersprüchlichkeiten und Fiktionen der gegenwärtigen parlamentarischen und repräsentativen Demokratie überwunden werden.

Von neuem wird also der Technologie eine gleichsam magische Rolle zur Lösung der Grundprobleme unserer Gesellschaft zugewiesen. Das sollte durchaus ernst genommen werden, und zwar nicht allein wegen der theoretischen Folgen, sondern auch wegen der hinter diesem Gedanken verborgenen, konkreten Interessen. Es soll nicht verschwiegen werden, dass dieser grandiose Entwurf unter anderem von Wirtschaftskräften befürwortet wird, denen schwerlich eine rezeptive Haltung gegenüber der Zukunft der demokratischen Institutionen unterstellt werden kann. Ich meine die multinationalen Unternehmen, die – der strengen Logik des Marktes folgend – oftmals dazu neigen, den eigenen Interessen gegenüber den Interessen der Gemeinschaft Vorrang einzuräumen.

Es gibt aber auch andere Gruppen, die aus einer anderen und sogar gegensätzlichen Perspektive heraus vom positiven Einfluss der neuen Technologien auf die demokratische Entwicklung überzeugt sind, was aber nicht bedeutet, dass diese Gruppen in jedem Fall als autonom und frei vom expliziten oder impliziten Einfluss der Marktlogik anzusehen wären. (Ich meine damit jene Gruppe, die ein wenig provokatorisch als die *capitalist cyberbippies* des Silicon Valley bezeichnet worden ist.) Es wäre aber zu simpel und nachgerade irreführend zu glauben, dass *alle* diese Gruppen *nichts anderes* als ein Ausdruck solcher Interessen seien.

01

Das Thema ist nicht neu. In den vergangenen fünfzehn Jahren ist es eingehend erörtert worden: Vgl. I. de S. Pool (1983 und 1990), P. Virilio (1984), L. Winner (1986), Th. Roszak (1986), F. Ch. Arterton (1987), H. Delahaie (1987), J. B. Abramson et al. (1988), J. Ellul (1988), J. Chesnaux (1989), J. Rifkin (1989 und 1995), G. Gilder (1992), J. Rauch (1994), A. Kroker und M. A. Weinstein (1994), M. Surman (1994), R. Spears und M. Lea (1995), A. und H. Toffler (1995), S. L. Tablott (1995), Ph. Breton (1995), C. Stoll (1995), L. Grossman (1995), S. London (1994 und 1995), N. P. Negroponte (1995), H. I. Schiller (1995), D. Burstein und D. Kline (1995), J. Guisnel (1995), D. Kline und D. Burstein (1996), R. Barbrook und A. Cameron (1996), J. Habermas (1996), P. Virilio (1996). In Italien: G. Cesareo (1984), G. Sartori (1989), G. De Michelis (1990), P. Manacorda (1990), L. Ardesi (1992), D. Zolo (1992), S. Rodotà (1992 und 1995), D. Campana (1994), N. Bobbio (1995), G. De Michelis (1995), F. Colombo (1995), A. Abruzzese (1995 und 1996).

Unter den Verkündern der heraufziehenden elektronischen Republik befinden sich auch jene Befürworter – vielleicht die aktivsten –, die den Versuch der Regierungen anprangern, eine normative Kontrolle und Zensur der Netze ausüben zu wollen – eine Kontrolle, die sich letztendlich zu einer Bedrohung für die potenziell emanzipatorischen Inhalte der Informationstechnologien verdichten könnte.<sup>02</sup> Aber sie belassen es nicht dabei. Gleichzeitig greifen diese Gruppen die Monopol-tendenzen der multinationalen Unternehmen an, in denen sie eine genauso große, wenn nicht größere Gefahr für die Zukunft der Demokratie sehen.

Diese Einstellung weist aber in mancher Hinsicht eine peinliche Ähnlichkeit mit jener Haltung auf, die im Namen des freien Markts von den multinationalen Unternehmen eingenommen wird. Auch die Multis wehren sich gegen jegliche Form staatlicher Kontrolle, aber nur mit dem Ziel, zu ihrem eigenen Vorteil eine radikale Liberalisierung der Medien und der Netzwerke voranzutreiben – eine Strategie, die auf die bloße Übertragung der öffentlichen staatlichen Kontrolle in Privathände hinausläuft. Wo es einst Kontrolle gab, vor allem in Form antimonopolistischer Gesetze seitens des Staates, würde jetzt die Kontrolle in die Hände der neuen, dank des Liberalisierungsschubes allmächtigen Monopolagglomerate fallen. Dabei handelt es sich nicht um eine theoretische Möglichkeit oder um ein hypothetisches Szenario für die Zukunft – vielmehr vollzieht sich dieser Prozess bereits hier und jetzt.

Dazu hat der kürzlich (1996) vom Senat der USA verabschiedete *telecommunications reform act* entscheidend beigetragen, der die rechtliche Grundlage für eine nahezu totale Deregulierung im Medienbereich liefert. Die Folgen dieser neuen Regelung liegen offen zutage: Nach einem stürmischen Anwachsen vieler Initiativen, die anfangs an eine stärker konkurrenzorientierte Strukturierung des Marktes denken ließen, ist nun das Gegenteil in Form der Konzentration von Großunternehmen zu einer immer kleineren Zahl von multinationalen Konglomeraten eingetreten.<sup>03</sup>

<sup>02</sup> In den Vereinigten Staaten sind es Vereinigungen wie die EFF (*Electronic Frontier Foundation*), die CPSR (*Computer Professionals for Social Responsibility*) und das CDT (*Center for Democracy and Technology*), die als Bollwerk gegen die Versuche seitens der NSR (*National Security Agency*), des FBI und einiger Senatsmitglieder (zum Beispiel der Gesetzentwurf des *communications decency act* der Senatoren Exon und Gordon) fungieren, eine weit reichende Überwachung und Kontrolle der telematischen Netzwerke zu rechtfertigen. Vgl. J. Guisnel (1995).

<sup>03</sup> Diese Tendenz bestand bereits einige Monate vor dem *telecommunications reform act*, vielleicht, weil man schon wusste, dass die Deregulierung kommen würde. Ich beziehe mich auf die Zusammenlegung von Disney und ABC, NBC und Microsoft, CNN und Time Warner. Über die Rolle der Multis in alten und neuen Medien vgl. A. W. Branscomb (1994).

Es scheint mir keine verwegene Voraussage, dass diese Tendenz zu einer regellosen Integration, die dem Wirken der berühmtesten «unsichtbaren Hand» anvertraut wird, früher oder später die kleineren Firmen vom Markt fegen wird. Es wäre nicht das erste Mal, dass dieses geschieht.

Um mit der Analyse eines derart komplexen und verwickelten Themas voranzukommen, scheint es mir geboten, zunächst die Argumente wiederzugeben, die die oben erwähnte Hypothese von den emanzipatorischen Inhalten der neuen Informationstechnologien unterstützen. Wenngleich ich mir der Risiken bewusst bin, die in jeder summarischen Auflistung von Argumenten liegen, möchte ich dennoch zumindest die häufigsten und meiner Meinung nach wichtigsten anführen. Gleichzeitig werde ich meine Einstellung zu jedem dieser Argumente darlegen.

Unter den Autoren, die in den Informationstechnologien einen Faktor zur Erweiterung und Festigung der demokratischen Grundlagen unserer Gesellschaft sehen, wird oftmals der überragende Einfluss dieser Technologien auf die Kommunikationsmittel untersucht. Genau in diesem Zusammenhang werden die bittersten Kritiken an den traditionellen Massenmedien laut. Diesen Autoren zufolge halten sie, was den Interaktionsreichtum angeht, einem Vergleich mit den Neuen Medien nicht stand. In der Tat lassen die traditionellen Massenmedien wegen ihres *modus operandi* – vertikal von oben nach unten und nur in diese Richtung – eine wirksame, in beide Richtungen verlaufende Kommunikation nicht zu.

Das gilt besonders für das Fernsehen, das nicht zufällig im Mittelpunkt der Kritik steht. Ob wir nun bereit sind, diese Kritiken *in toto* zu unterschreiben, oder nicht – das Fernsehen ist sicher ein Kommunikationsmittel, das sich überwiegend auf die absolute Passivität des Empfängers stützt. Fast erübrigt sich der Hinweis darauf, dass die vom Publikum empfangene Information stets einseitig von einem Sender ausgestrahlt wird.

Zwar hat man in letzter Zeit versucht, einige technische Kniffe einzuführen, die dem Zuschauer in recht begrenztem Umfang erlauben, sich mit punktuellen Telefonanrufen in eine Debatte einzuschalten oder seine Präferenzen über die ihm vorgelegten Fragen mitzuteilen. Eine andere Möglichkeit ist es, die Fernsehkameras im Privatbereich oder öffentlichen Bereich zu platzieren, um das Interview einer Person oder einer Gruppe von Personen direkt aufzunehmen oder um den Ablauf eines Schauspiels oder einer politischen Versammlung direkt zu übertragen. Das sind aber nicht die einzigen Bemühungen, um den Zuschauer zu größerer Aktivität anzuspornen.

Nicht zu vergessen sind die jüngsten technischen Entwicklungen des so genannten interaktiven Fernsehens: *video on demand*, *near video on demand*, *pay per view*,

*teleshopping, telebanking* usw. All das reicht freilich nicht aus, um die hartnäckigsten Gegner des Fernsehens zu überzeugen. Ihrer Meinung nach sind die getroffenen Maßnahmen nichts weiter als ein Notbehelf, ein recht grobschlächtiges Verfahren, um eine interaktive Teilnahme vorzutauschen, die dem Medium aber gänzlich abgeht.

Somit wäre dem Fernsehen in der uns heute bekannten Form eine unbestimmte Zukunft beschieden. Einige gehen noch weiter und kündigen sein in Kürze bevorstehendes Ende an. Das Fernsehen entspräche nicht mehr der von breiten Bevölkerungskreisen erhobenen Forderung, die von den Medien geförderte Verengung zu durchbrechen und den Bildschirm für die Teilnahme der Zuschauer zu öffnen. Bei genauerem Hinsehen wäre das Fernsehen darüber hinaus unabdinglich an ein Kommunikationssystem gebunden, das – zwischen den Zeilen – als undemokratisch, wenn nicht gar als autoritär definiert wird, weil seine Struktur immer asymmetrisch gewesen sei und dies auch weiterhin bleibe: auf der einen Seite der Produzent der Information, auf der anderen Seite der Empfänger.

### *Teleputer*

Die neuen Technologien müssten dazu beitragen, diesen Teufelskreis zu brechen und eine andere Entwicklung zu ermöglichen. Im Zentrum dieser Entwicklung stünde als treibende Kraft einer fundamentalen demokratischen Erneuerung der Medien ein neues technisches Produkt: der Teleputer (Fernsehen & Computer & Telefon).<sup>04</sup>

Ohne die neuen Aspekte der derzeitigen Kontroverse über das Fernsehen unterschätzen zu wollen, sei daran erinnert, dass viele der heute diskutierten Fragen bereits in den fünfziger Jahren im Mittelpunkt der Debatte standen.<sup>05</sup> Die Passivität

<sup>04</sup> Ein eingefleischter Gegner des Fernsehens und leidenschaftlicher Förderer des Teleputers ist George Gilder. Er ist eine umstrittene Persönlichkeit – Rassist, Antifeminist und Berater des ultrakonservativen US Senators Newt Gingrich –, doch er kündigt in prophetischen Tönen den unaufhaltbaren Verfall des Fernsehens und die beginnende Ära des Teleputers an. Dieser müsste uns von den «hirnrissigen Shows» befreien, an die uns der «nihilistische Sumpf» des Fernsehens gewöhnt hat. Vgl. P. Bronson (1996).

<sup>05</sup> Wichtig waren damals die Essays von T. W. Adorno (1964), G. Anders (1957), H. Rabassière (1959) und M. Hausknecht (1959).

des Zuschauers, die gegenwärtig als höchste Form der Entfremdung beim Fernsehkonsum betrachtet wird, wurde schon seinerzeit im Rahmen der Kommunikationssoziologie erörtert.

Allerdings hatten die Schlussfolgerungen, zu denen die Wissenschaftler gelangten, oftmals einen allzu allgemeinen und zusammenhanglosen Charakter. Das war – wie einer von ihnen, R. B. Meyersohn (1957), hervorgehoben hatte – auf den unbedachten Gebrauch des Begriffs Passivität zurückzuführen. Meyersohn legte seinen Kollegen nah, zwischen zwei Aspekten des Problems klar zu unterscheiden: a) der Tatsache, dass «Fernsehen zur Passivität führen kann», und b) der Tatsache, dass «Fernsehen von sich aus bereits Indiz einer passiven Haltung sein kann». Nach Meyersohn müsste sich die Untersuchung eher auf die Motive konzentrieren, die das Publikum zur Passivität verleiten, und weniger auf die Motive, deretwegen das Fernsehen ein so ausgezeichnete Lieferant der Passivität ist. Oftmals vergisst man, schreibt Meyersohn, dass «die Passivität eine menschliche Eigenschaft ist und nicht eine Eigenschaft des Fernsehens».<sup>06</sup>

Eine ähnliche interpretative Differenzierung kann *mutatis mutandis* für die gegenwärtige Debatte über die Passivität nützlich sein. Mir scheint, dass es heute wie gestern weniger darum geht, festzustellen, welche technische Einrichtung zur Passivität beziehungsweise zur Aktivität verleitet, als vielmehr darum, herauszufinden, welche Hintergrundmotive die gesellschaftlichen Subjekte in einer spezifischen historischen Situation dazu bringen, der Passivität statt der Aktivität den Vorzug zu geben.

Mit dieser Formulierung gewinnt das Thema konkrete Konturen. Die Rolle der technischen Instrumente, wenngleich für unsere Argumentation durchaus wichtig, büßt die ihnen in der Regel zugeordnete absolute Vorrangstellung ein. Zumindest ansatzweise wird die Tendenz eines technologischen Determinismus eingeschränkt, pauschal einer einzelnen Technologie die Verantwortung für hoch komplexe gesellschaftliche (und sogar politische) Phänomene im Guten wie im Schlechten zuzuschreiben. Ich beziehe mich auf jene Theorien, die von der kategorischen Bipolarität eines völlig passiven Fernsehens und eines völlig aktiven Teleputers ausgehen und die schematisch dem Fernsehen einen undemokratischen und dem Teleputer einen demokratischen Charakter zuschreiben – recht voreilige und aus bestimmter Sicht kontraintuitive theoretische Annahmen, denen ich mich jetzt zuwende.

---

<sup>06</sup>

Vgl. die klassische Erörterung von H. Arendt (1959) über das Dilemma *vita activa* oder *vita contemplativa*.

Es fällt mir nicht schwer, zuzugeben, dass die Fernseherfahrung aus den bereits erwähnten Gründen durch starke Passivität gekennzeichnet ist. In den USA wird der treffende Ausdruck *couch potato* verwendet, um das Verhalten eines Fernseh-süchtigen im Zustand nahezu absoluter körperlicher und geistiger Hingabe zu fassen: wie eine Kartoffel im Sessel versunken und pausenlos medialen Schrott schluckend.

Hier stellt sich die Frage: Sind wir sicher, dass der Teleputer ein wesentlich anderes Verhalten fördern wird? Sind wir sicher, dass sich unsere Beziehung mit dem Teleputer nicht letztendlich als eine neue Variante der *couch potato* entpuppt? Alles weist darauf hin, dass es durchaus dazu kommen kann. Es besteht die Gefahr, dass man von einem «Sofapassivismus» gegenüber dem Fernseher zu einem eben-solchen «Sofaaktivismus» gegenüber dem Teleputer wechselt. Unser fiebriger Noma-dismus beim Netzsurfen wird nicht, wie man uns glauben machen will, unsere kontemplative Trägheit schwächen, unsere Neigung, vor dem Bildschirm auszuhar-ren, sondern im Gegenteil noch verstärken.

Dennoch wäre es verfehlt, einige Unterschiede zu verkennen. Zwar ist die körperliche Tätigkeit in beiden Situationen relativ gering, doch in der Praxis manifestiert sie sich in verschiedenen Formen. Während sich beim Fernsehzuschau-er die körperliche Betätigung in engem Rahmen bewegt, insofern sie sich nahe-zu ausschließlich auf den bloßen Gebrauch der Fernbedienung (und gelegentlich des Telefons) beschränkt, wird beim Nutzer des Teleputers der Körper intensiver einbezogen, insofern er fortwährend mit Hilfe der Tastatur oder anderer Inputgeräte interagieren muss. Bei aller gebotenen Vorsicht wäre es angebrachter, von einem *weniger passiven* Einbezug des Körpers zu sprechen. Auf der anderen Seite kann sich diese Situation an dem allem Anschein nach nicht fernen Tag ändern, an dem die Befehle an den Teleputer mit der Stimme eingegeben werden.

Es besteht aber noch ein weiterer, möglicherweise wichtigerer Unterschied, und zwar hinsichtlich der – sagen wir – *psychischen* Inanspruchnahme. Während der Entscheidungsspielraum des Fernsehzuschauers wegen des vorbestimmten Cha-rakters des Programms begrenzt ist, scheint er beim Nutzer des Teleputers unbegrenzt zu sein. Mit anderen Worten: Während die *Navigationsmöglichkeiten* im ersten Fall nicht vom Nutzer abhängen, da ihm die Handlungsverläufe von außen auferlegt (oder empfohlen) werden, hängen sie im zweiten Fall von ihm, und zwar aus-schließlich von ihm ab. Die Eingriffsmöglichkeiten wären im ersten Fall endlich, im zweiten Fall unendlich.

Dies mag zwar im Großen und Ganzen zutreffen, dennoch sind einige Präzisierungen nötig. Nehmen wir zum Beispiel die Kommunikation übers Internet;

in diesem Fall kann der Nutzer frei entscheiden, mit welchen Personen er Kontakt aufnehmen oder mit welchen Themen er sich befassen will; und das aus dem einfachen Grund, weil – wie die Anbieter der Netzwerkdienste sagen – *everyone and everything is on the net*.<sup>07</sup>

Man muss sich aber darüber im Klaren sein, was diese allseits hoch gepriesene Möglichkeit des freien Netzzugangs meint. Es handelt sich hier um einen Kernpunkt in der heutigen Diskussion über die Beziehung zwischen Information und Demokratie. Denn die *Möglichkeit* eines freien Zugangs zu Informationen ist die eine Sache, eine andere ist die *Wahrscheinlichkeit*, dass die Bürger davon auch Gebrauch machen können. Die Möglichkeit, mit *everyone* und *everything* Kontakt aufzunehmen, mag zwar technisch (und gesetzlich) gewährleistet sein, doch das bedeutet nicht, dass derlei auch wirklich geschieht, und zwar aus zwei Gründen: Zum einen birgt eine Welt durchgängigen Netzzugangs unvermeidlich das Problem der subjektiven Einschränkungen in sich, das heißt das Problem der Konditionanten, mit denen die Akteure selbst ihre eigenen Werte, Meinungen und Präferenzen in Einklang zu bringen suchen, ohne die damit auch verkoppelten Vorurteile auszuklammern. Man sucht nicht, ohne eine Vorstellung von dem zu haben, was man finden will und wo man es finden kann. Das impliziert, bestimmte Ziele und Suchpfade auszuwählen und demzufolge von anderen abzusehen.

Zum anderen gibt es das Problem der äußeren Einschränkungen unserer Freiheit. Wenn auch die, wie es Isaiah Berlin nennt, «negative Freiheit»<sup>08</sup> gewährleistet ist, also bei der Nutzung des Netzes die «Abwesenheit von Interferenz», so ist doch die Wahrscheinlichkeit sehr gering, von dieser Freiheit auch Gebrauch machen zu können. Die darauf von Berlin gegebene Antwort ist meiner Ansicht nach recht aufschlussreich: Die Freiheit, eine Weltreise zu unternehmen, ist – zumindest in den demokratischen Ländern – allen Bürgern formell zugesichert. Doch bevor man sich auf diese Reise begeben kann, sind einige Vorbedingungen zu erfüllen, was hingegen nur wenigen gelingt, zum Beispiel: die hohen Kosten des Vorhabens zu bestreiten und über die erforderliche Freizeit zu verfügen, um ein solches Vorhaben realisieren zu können. Somit handelt es sich bei der Freiheit, über das Netz *everyone* und *everything* zu erreichen, um eine illusorische Freiheit. Weiterhin ist es eine illusorische Annahme, dass diese Freiheit aus sich heraus eine Art privilegierten Zugangs zu einer globalen demokratischen Partizipation bietet.

<sup>07</sup> Vgl. W. R. Johnson (1991, S. 150–175).

<sup>08</sup> I. Berlin (1969, S. 122). Vgl. G. W. F. Hegel (1965, S. 413).

Dieses Thema wird am besten eigenständig diskutiert, obwohl es im oben behandelten Punkt inbegriffen ist; denn es geht um eine Frage, der vor allem in jüngster Zeit eine immer größere Bedeutung beigemessen wird. Ich meine die mögliche Rolle der telematischen Netze im Kontext der institutionellen (und nicht institutionellen) Praktiken des politischen Lebens. Man hat es mit einer Gesellschaft zu tun, in der die gesellschaftlichen Subjekte politisch unter dem Einsatz telematischer Netze agieren (und interagieren).

Dieses Konzept liegt besonders all denen am Herzen, die in der so genannten elektronischen Republik erstmals in der Geschichte die Gelegenheit sehen, eine «wahre Demokratie» zu verwirklichen. Das anvisierte Szenario besteht demnach aus einer Demokratie ohne Delegieren, ohne die Willkür der Vermittler, die, wenngleich demokratisch gewählt, sich in der Regel der Kontrolle der Wähler entziehen.

Man würde auf diese Weise die Agora Athens, diesmal in elektronischer Form, erneut errichten.<sup>09</sup> Es würde sich aber um eine Agora handeln, die nicht auf einen geografisch begrenzten Ort wie das Athen des Perikles – den Stadtstaat – beschränkt wäre, sondern um einen Ort ohne räumliche Grenzen, sozusagen um einen ortlosen Ort. In diesem Zusammenhang spricht man, auf den Spuren von McLuhan, vom «globalen Dorf», dem riesigen Territorium, in dem die Bürger zum ersten Mal ohne Rhetorik (oder nahezu ohne Rhetorik) als wahre «Weltbürger» betrachtet werden können. Die sozialen Akteure wären dank der Technik in die Lage versetzt, weltweit interaktiven Zugang zu allen Informations- und Entscheidungsprozessen sowohl auf der Ebene eines Stadtviertels als auch auf nationaler und internationaler Ebene zu haben.

Wir haben soeben gesehen, wie brüchig dieses Szenario ist. Wir greifen nun das Thema wieder auf, um die Hauptargumente seiner Fürsprecher aus der Nähe zu betrachten. Im Rahmen dieser Argumente wird gewöhnlich einer neuen Beziehung ein großer Stellenwert beigemessen, die sich durch das Netzwerk zwischen den Personen ergäbe; theoretisch könnten alle mit allen reden.

Schlagartig würden die einschränkenden Attribute der Nationalität, der Rasse, des Geschlechts und der Religion ihre Geltung einbüßen. Auf diese

---

<sup>09</sup> Zur griechischen Demokratie vgl. Th. A. Sinclair (1951), Ch. Meier (1983), L. Canfora (1989), N. Matteucci (1989), D. Stockton (1990), S. Hornblower (1992), C. Farrar (1992), D. Musti (1995). Zur griechischen Idee der Demokratie in der modernen und gegenwärtigen Ära vgl. R. Dahl (1989) und J. Dunn (1992). Zu ihrer Präsenz in der derzeitige Debatte über die «elektronische Demokratie» vgl. L. K. Grossman (1995).

Weise würden die Bedingungen für das Entstehen einer Kultur geschaffen, die unter den Menschen die Faktoren der Konvergenz statt der Divergenz betont. Somit würden sich viele Vorurteile in nichts auflösen. Es würde einer globalen, auf Toleranz und Verstehen gegründeten Gesellschaft Leben eingehaucht werden. Weiterhin würde die allen gebotene Möglichkeit, mit allen anderen zu kommunizieren, die Entstehung «virtueller Gemeinschaften» fördern.

### *Die virtuelle Gemeinschaft*

<sup>10</sup> Um was geht es bei einer virtuellen Gemeinschaft?<sup>10</sup> Ist es gerechtfertigt, wie es durchweg geschieht, in ihr einen wichtigen Faktor demokratischer Erneuerung zu sehen? Wie verträgt sich die Vorstellung einer virtuellen Gemeinschaft, die sich auf Vereinzelung gründet, mit der Vorstellung des globalen Dorfes, die auf Universalisierung abzielt? Und falls das globale Dorf nichts weiter als eine sozusagen *erweiterte virtuelle Gemeinschaft* ist, eine Art planetarische virtuelle Gemeinschaft, wie vollzieht sich dann der Sprung von einer Ebene auf eine andere Ebene?

<sup>11</sup> Untersucht man die Entstehungsprozesse netzwerkbasierter virtueller Gemeinschaften, sticht eine Eigenschaft hervor. In der Regel entstehen diese Gemeinschaften durch die Kontaktsuche zwischen Individuen oder Gruppen mit gleichen Ideen, Interessen oder Präferenzen.<sup>11</sup> Das Entstehen der Netzwerke hat zwar eine interaktive egalitäre Austauschbeziehung (*peer-to-peer*) ermöglicht,

---

<sup>10</sup> In letzter Zeit haben Verfechter des Cyberspace viele Versuche unternommen, den Begriff «virtuelle Gemeinschaft» zu definieren. Der am ausführlichsten dokumentierte und undogmatischste Vorschlag stammt von H. Reingold (1993).

<sup>11</sup> Das bedeutet nicht, dass zum Beispiel die Besitzer von Rassehunden in einer virtuellen Gemeinschaft notwendigerweise die gleichen Ideen, Interessen oder Präferenzen hinsichtlich von Fragen teilen, die nicht direkt mit dem Halten von Rassehunden zu tun haben, sondern die darüber hinausgehen. Man könnte einwenden, dass diese unterschiedlichen Werte nicht ohne Einfluss auf die Art und Weise bleiben, wie jedes Mitglied der Gemeinschaft die eigene Verpflichtung zum Halten von Rassehunden versteht. Wahrscheinlich ist es auch so, wie man sich leicht vorstellen kann, wenn man an die unterschiedliche Einstellung gegenüber Rassehunden denkt, wie sie ein Tiermaler oder ein leidenschaftlicher Liebhaber von Hundewettbewerben hegen kann. Doch diese sicherlich in anderen Bereichen der Reflexion wichtigen Nuancen ändern nicht grundsätzlich die Tatsache, dass die virtuellen Gemeinschaften als Gemeinschaften von Ähnlichen – nicht von Identischen – betrachtet werden müssen.

doch gleichzeitig hat es ambivalente Wirkungen gezeitigt. Das *peer-to-peer* im technischen Sinn, verstanden als eine Maßnahme, die in einer Netzwerkarchitektur die Kommunikation auf gleicher Ebene erlaubt, hat eine nicht technische Bedeutung angenommen, und zwar die einer Beziehung, die zwischen kulturell und gesellschaftlich gleichen Nutzern aufkommt.<sup>12</sup> Anders formuliert: zwischen Gesinnungsgenossen, die einen Kontakt und eventuell ein Gefühl des Heimischseins oder die Zusammenarbeit unter Ähnlichen suchen. Aus diesem Grund bilden sich die virtuellen Gemeinschaften als Treffpunkte (oder Zufluchtstätten?), in denen vor allem Wahlverwandtschaften gepflegt werden.<sup>13</sup>

Ich hege arge Zweifel daran, dass diese Kommunikationsart eine substantielle Bereicherung des demokratischen Lebens hergibt. Die virtuellen Gemeinschaften als Gruppierungen, die aus freiem und spontanem Zusammenschluss von Personen mit übereinstimmenden Ansichten entstehen, besitzen nur eine schwache innere Dynamik. Wegen ihres hohen Grades an Homogenität tendieren sie zu ausgeprägter Selbstbezüglichkeit. Nicht von ungefähr verhalten sie sich wie wahre Sekten, in denen das übersteigerte Zugehörigkeitsgefühl dazu führt, dass praktisch jeglicher Meinungsunterschied bei den Mitgliedern ausgeschlossen wird. Dieses Phänomen wurde von A. Tocqueville in seiner schneidenden Analyse des demokratischen Lebens in den USA erkannt. Er schreibt: «Die Amerikaner teilen sich dagegen mit großer Sorgfalt in kleine Gemeinschaften sehr unterschiedlichen Charakters, um getrennt die Freuden des Privatlebens zu genießen. Jeder von ihnen sieht mit großem Gefallen seine Mitbürger als seinesgleichen an ... ich glaube, dass sie [die Bürger der neuen Gesellschaften] damit enden werden, kleine Gruppen zu bilden statt zusammenzuleben.»<sup>14</sup>

<sup>12</sup> Zum Thema *peer-to-peer* vgl. G. Gilder (1994).

<sup>13</sup> Einige Autoren glauben, in der gegenwärtigen Tendenz zur Gruppierung um ein Thema ein ähnliches Phänomen zu sehen wie das Scharen um ein Totem. Zum Neotribalismus vgl. M. Maffesoli. Es fehlt aber nicht an Deutungsunterschieden in Bezug auf die Entstehungsdynamik solchen Scharen. Z. Bauman (1993, S. 242, italienische Ausgabe) behauptet: «Die postmodernen Stämme verdanken ihre Existenz der Explosion der Gesellschaftlichkeit: Das gemeinsame Handeln leitet sich nicht aus gemeinsam geteilten Interessen her; vielmehr erzeugt es diese.» Ob die gemeinsame Handlung aus vorgängig geteilten Interessen erfolgt – wie ich neige anzunehmen – oder aus Interessen, die während der Entfaltung der Handlung selbst entstehen – wie Bauman behauptet –, ändert nicht substantiell den Charakter des Phänomens.

<sup>14</sup> A. de Tocqueville (1981, Bd. II S. 267 und 268).

Diese kleinen Gruppen gehören zur Kategorie der Gruppierungen, die ich als *schwach* definieren würde. *Stark* dagegen sind meiner Ansicht nach Gruppierungen, die in ihrem Innern vom Ideen- und Erfahrungsaustausch der Andersdenkenden zu profitieren vermögen, also im Unterschied zu den virtuellen Gemeinschaften jene Gruppierungen, die sich, wie S. L. Talbott hervorgehoben hat, an der Verschiedenheit und nicht bloß an der Ähnlichkeit ihrer Mitglieder messen.<sup>15</sup> Diese Beobachtung ist besonders wichtig, weil man nur durch die *entschiedene* Gegenüberstellung von divergierenden oder sogar offen konfligierenden Positionen zur Stärkung demokratischen Handelns beisteuern kann. Das aber trifft bei den virtuellen Gemeinschaften nicht zu, die in der Regel eine derartig artikuliert Konfrontation nicht fördern. Das bedeutet wohlverstanden nicht, dass ihre Mitglieder unsensibel gegenüber demokratischen Werten seien. Viele virtuelle Gemeinschaften sind – wie H. Rheingold anhand zahlreicher Beispiele gezeigt hat – als aner kennenswerte Solidaritätsinitiativen mit hilfsbedürftigen Personen entstanden.<sup>16</sup>

Das Thema der virtuellen Gemeinschaften beinhaltet darüber hinaus auch andere Aspekte, denen ich mich nun zuwenden möchte. Der wichtigste Punkt betrifft die historischen und soziokulturellen Wurzeln. Mir will scheinen, dass die virtuellen Gemeinschaften nicht aus der Verbreitung des Computers und der Netzwerke hervorgegangen sind – wie die Verehrer eines naiven technologischen Determinismus uns glauben machen möchten –, sondern das Ergebnis eines komplexen geschichtlichen Prozesses sind. Anders formuliert: Sie haben eine Genealogie. Dafür spricht meiner Ansicht nach die Tatsache, dass die virtuellen Gemeinschaften wegen der Werte, auf die sie sich berufen – Werte mit starkem populistischem und libertärem Einschlag –, eine Ähnlichkeit mit anderen Gemeinschaftsformen der Vergangenheit aufweisen.

Die in beiden Formen vorwiegende Grundeinstellung zeigt konsistente Analogien, wenn auch die heute benutzten technologischen Werkzeuge erheblich raffinierter als die früherer Zeiten sind. Mir erscheinen die virtuellen Gemeinschaften als eine den heutigen Verhältnissen angepasste Variante jener präindustriellen Gruppen, die in der Vergangenheit eine Stellvertreterrolle gegenüber einem sich formierendem oder noch verborgenem Staat ausgeübt haben. Zu diesen zähle ich die Gemeinschaften, die im 17. und 18. Jahrhundert eine entscheidende Rolle während der Gründungsphase der Vereinigten Staaten, aber auch anderer Staaten gespielt haben.

---

<sup>15</sup> S. L. Talbott (1995, S. 75).

<sup>16</sup> H. Rheingold (1993).

Die Geschichtsschreibung dieses Landes spricht von der «großen Gemeinschaftstradition der Vereinigten Staaten», in der sich der gesellschaftliche Zusammenhalt überwiegend in der solidarischen Bindung recht kleiner Gruppen manifestierte. In dieser Tradition bildete die Eroberung der «Grenze» – eine äußerst suggestive Vorstellung – ein Leitbild für das Vorgehen der ersten Siedler als Mitglieder verschiedener Gruppen, die sich konkret mit einer feindlichen Umwelt auseinandersetzten, und nicht als Mitglieder einer Kollektivität – eine für sie allzu abstrakte Vorstellung.<sup>17</sup>

Wie D. J. Boorstin<sup>18</sup> anhand vieler Beispiele in seinem Buch *The Americans* belegt hat, spielten die *vor der Regierung bestehenden Gemeinschaften* in der Geschichte der USA eine ungemein wichtige Rolle. Er schreibt: «Von Anbeginn existierten die Gemeinschaften, bevor sich die Regierungen bildeten, um sich der öffentlichen Bedürfnisse anzunehmen und den Bürgern ihre Pflichten aufzuerlegen. Diese zeitliche Abfolge, die in den Gemeinschaften den Vorgänger der Regierungen sah, war in Europa unvorstellbar; in den USA dagegen war es die Regel.»

Ein weiteres Merkmal dieser Gemeinschaften bestand in ihrem Nomadismus. Es handelte sich um Gruppierungen sozusagen *ohne festen Bestand*. Boorstin spricht von *transient communities*. Es ist aufschlussreich, dass dieselbe räumliche und zeitliche Autonomie als eines der herausragenden Merkmale der virtuellen Gemeinschaften betont wird. Diese wie auch andere Koinzidenzen stützen die Annahme, dass die Verkünder und Verbreiter der virtuellen Gemeinschaften nicht zufällig in der überwiegenden Mehrheit aus den USA stammen, einem Land, in dem die Gemeinschaftstradition weiterlebt und allgegenwärtig ist.<sup>19</sup>

Damit möchte ich nicht etwa unterstellen, dass die virtuellen Gemeinschaften ein Phänomen darstellen, das nur im Kontext der amerikanischen Gemeinschaftstradition erklärt werden kann. Auf der anderen Seite ginge man an der Sache vorbei, wenn man nicht einen subtilen Einfluss dieser Tradition auf das hier untersuchte Thema berücksichtigen würde. Die Gemeinschaftstradition mit ihrer Zurück-

<sup>17</sup> Zum Thema der «Grenze» und ihre Rolle für die Bildung kleiner Gemeinschaften vgl. F. J. Turner (1953). In der Einführung zur italienischen Ausgabe führt M. Calamandrei ein Zitat von W. P. Webb an: «Die Grenze ist nicht eine Linie, an der man anhalten muss, sondern ein Bereich mit der Einladung einzutreten.» Die Grenze ist mit anderen Worten ein grenzenloser Raum. Ein Raum allerdings, der durch die Handlungseffizienz kleiner Gemeinschaften und nicht etwa großer Gruppierungen zu erobern ist.

<sup>18</sup> D. J. Boorstin (1965, S. 65).

weisung des Staates (oder einfach der Regierung) und mit ihrem Vertrauen auf freie und spontane, von Einzelpersonen geschaffene Gruppierungen enthält die von den Förderern der virtuellen Gemeinschaften geteilte Vorstellung, dass die direkte Demokratie die einzige Form echter Demokratie sei.

### *Direkte oder indirekte Demokratie*

Es sei noch einmal daran erinnert, dass die Thematik der virtuellen Gemeinschaften nicht von der viel weiter reichenden Frage getrennt werden kann, die sich auf das anspruchsvolle Szenario einer telematischen Alternative zu unserem gegenwärtigen Demokratieverständnis (und zu unserer demokratischen Praxis) bezieht. Dieses Demokratieverständnis wird wohl oder übel in wesentlichen Zügen mit der repräsentativen, also parlamentarischen Vermittlung gleichgesetzt. Der Streit zwischen den Verfechtern der direkten Demokratie und den Vertretern der indirekten Demokratie bildet bekanntlich eine Konstante in der Geschichte des politischen Denkens. Im Grunde geht es um das Verständnis der Volkssouveränität.

Während die großen modernen Nationen-Staaten entstanden sind, hat das Modell der direkten Demokratie aus praktisch-verwaltungstechnischen Gründen einen Großteil seiner Glaubwürdigkeit eingebüßt. Dieses Modell hat sich immer – wie bereits erwähnt – am Modell des griechischen Stadtstaates orientiert. Seine Impraktikabilität springt in die Augen, wenn man die Größenordnungen berücksichtigt: In der Antike zählte Attika – eine Region mit 2.500 Quadratkilometern Fläche – etwa 500.000 Einwohner. Durch den Quantensprung, der das Entstehen des Nationalstaats begleitete, hat man es heutzutage mit unvergleichbar anderen Größenordnungen zu tun; man denke zum Beispiel an die USA mit 9.372.614 Quadratkilometern Ausdehnung und einer Bevölkerung von etwa 250.000.000 Einwohnern.

In diesem Zusammenhang möchte ich mit dem Ausdruck «Kommunitarismus» ein geschichtlich-kulturelles Phänomen bezeichnen, in dem die Gemeinschaft unter anderem als die verlässlichste Form sozialen Zusammenschlusses betrachtet wird. Im gleichen Zug möchte ich aber klarstellen, dass der hier verhandelte Kommunitarismus nicht mit dem Kommunitarismus zu verwechseln ist, wie er heute in der Moralphilosophie (A. MacIntyre, M. Sandel, M. Walzer und Ch. Taylor) und in der Soziologie (R. Mangabeira Unger) verstanden wird. Damit ist nicht gesagt, dass dieser Kommunitarismus mit seinem ständigen Appell an die «Gemeinschaftswerte» der anderen Form des hier erörterten Kommunitarismus völlig fremd wäre.

Außerdem wissen wir, dass das Modell der direkten Demokratie, zumindest in der unter Perikles umgesetzten Form, stark idealisiert worden ist. Die griechische Demokratie war weniger direkt und sogar weniger demokratisch, als man sich über Jahrhunderte hin vorgestellt hat. Die jüngsten Beiträge einiger Forscher, vor allem des dänischen Wissenschaftlers M. H. Hansen, haben entscheidend zur Korrektur dieses Bildes beigetragen.<sup>20</sup> Es scheint nun immer klarer, dass die berühmte Definition der Demokratie von Perikles aus seiner von Thukydides zitierten Trauerrede nur programmatischen Charakter hatte.

Seine Erzählung über die Verfassung Athens findet trotz der bemerkenswerten, zuerst von Aristides und später von Perikles selbst eingeführten Verbesserungen in der Wirklichkeit der Polis keine Entsprechung. Die Verfassung war Perikles zufolge so konzipiert, dass «die Bürgerrechte nicht nur wenigen Personen, sondern der Mehrheit zukommen... [Allen steht] auf der Ebene der Privatinteressen Gleichheit vor dem Gesetz zu, während auf der Ebene der öffentlichen Interessen in der Staatsverwaltung jeder entsprechend seiner Bedeutung in einem bestimmten Bereich vorgezogen wird, nicht auf Grund seiner Klassenherkunft, sondern eher auf Grund dessen, was er wert ist.»<sup>21</sup>

Eine kurze Analyse der Verfassung, wie sie von Aristoteles oder – einigen Autoren zufolge – von einem Pseudo-Aristoteles beschrieben worden ist, möge genügen, sich darüber klar zu werden, wie weit die Wirklichkeit der Polis von der von Perikles geforderten Demokratievorstellung entfernt war. Die Verfassung erscheint als eine Megamaschine, in der die direkte Teilnahme der Bürger stark von einer Reihe von Vermittlungs- und Kontrollinstanzen bedingt ist. Die zwei idealen Bezugspunkte von Aristides und Perikles, *Isonomie* (Gleichheit vor dem Gesetz) und *Isegorie* (Meinungsfreiheit), erscheinen beschnitten und verfälscht zu sein.

Wenngleich es stimmt, dass in einigen Punkten die direkte Teilnahme der Bürger garantiert war, muss doch angemerkt werden, dass diese Rechte ausschließlich denen zustanden, die als Bürger anerkannt waren, das heißt der Minderheit der erwachsenen Männer, die nur 15 Prozent der Bewohner Attikas ausmachte. Dagegen war der Rest der Bevölkerung (Sklaven, Frauen, Metöken) von der Teilnahme am öffentlichen Leben ausgeschlossen.<sup>22</sup>

<sup>20</sup> M. H. Hansen (1985, 1987 und 1991).

<sup>21</sup> Thukydides (1985, I, S. 325).

All dies hat aber nicht verhindert, dass die Idealisierung der Demokratie in Athen – als Archetyp der direkten Demokratie verstanden – von den Theoretikern des Cyberspace erneut anempfohlen wurde: Sie waren mit Sorge darauf bedacht, die *Netzdemokratie* historisch zu legitimieren. Diese Tendenz, das hellenische Demokratiemodell in der Spielart des Cyberspace zu mythologisieren, ist in den USA selbst weit verbreitet, was nicht verwundern dürfte. Schließlich hat Thomas Jefferson, einer der Gründungsväter der amerikanischen Nation, eine Demokratie vorgeschlagen, die sich auf die direkte griechische Demokratie berief.

Die Theoretiker des Cyberspace gelangen über Jefferson zu Perikles. Und umgekehrt. Das führt zu einer Art doppelter Idealisierung: auf der einen Seite zur Idealisierung der direkten Demokratie von Perikles, auf der anderen Seite zur Idealisierung der Jefferson'schen Demokratie. Es sei aber hervorgehoben, dass nicht nur die Tragweite des griechischen Modells entscheidend relativiert wurde, sondern auch das Modell von Jefferson, dessen Mehrdeutigkeiten und Widersprüche oftmals aufgezeigt werden.<sup>23</sup>

23

Auch wenn man diese historischen Wertungen beiseitelässt, steht fest, dass Jefferson von den Cyberspaceaktivisten oft als eine Art Held *avant la lettre* der telematischen Demokratie gefeiert wird. Aus dieser Sicht wird eine «Rückkehr zu Jefferson» proklamiert, was nichts anderes bedeutet, als das vermeintlich populistisch-libertäre Evangelium von Jefferson wieder aufleben zu lassen, seine Vision

22

Wenn man den demokratischen Charakter der griechischen Gesellschaft in Zweifel ziehen will, wird häufig das Argument angeführt, dass es sich alles in allem um eine Gesellschaft handelte, in der die Freiheit und die Teilnahme der Bürger dadurch garantiert waren, dass sie dank der massiven Ausbeutung der Sklaven von der Arbeitsverpflichtung enthoben waren. Das stimmt nur zum Teil. Dieses interpretative Stereotyp hat oft dazu gedient, einen ebenso wichtigen Tatbestand zu verhüllen: dass in der griechischen Gesellschaft nicht nur die Sklaven arbeiteten, wie man glauben machen will, sondern auch Bürger und Handwerker, denen Bürgerrechte konzidiert waren. Diese Arbeitsbedingungen unterschieden sich durchgängig nicht wesentlich von denen der Sklaven. Zu diesem Thema vgl. E. Meiksins Wood (1988) und K. Polanyi (1977).

23

In der gegenwärtigen Diskussion über den Beitrag des Cyberspace zur Verwirklichung einer direkten Demokratie finden sich häufig Kritiken an der Tradition Jeffersons. Vgl. dazu M. Surman (1994) und R. Barbrook und A. Cameron (1996). Im Essay der beiden zuletzt genannten Autoren (britische Forscher der University of Westminster) ist eine demystifizierende Haltung zur geschichtlichen Figur Jeffersons vorherrschend. Das gilt auch für die Tendenz, aus ihm einen großen Vorläufer des politischen Programms des Cyberspace zu machen.

—  
24 einer direkten und dezentralisierten Demokratie, in der die Vermittlerrolle der Regierung und des Parlaments auf ein Minimum eingeschränkt wäre.<sup>24</sup>

—  
25 In der Epoche Jeffersons kam ein derart anspruchsvoller Entwurf faktisch einer Utopie gleich. Dazu trug unter anderem auch die Armseligkeit der damals verfügbaren Kommunikationstechnologien bei. Doch heute hätte sich – so wird behauptet – die Lage dank der Entwicklung digitaler Telekommunikation radikal geändert. Die neuen Informationstechnologien könnten nun, zumindest theoretisch, die effektive Verwirklichung des alten Traums der direkten Demokratie ermöglichen. Für die Propheten des Cyberspace könnten die Netzwerke die Tradition Jeffersons auf konkreter Basis erneut aufleben lassen – eine Tradition, die verkümmert, aber niemals ganz verschwunden ist; eine Tradition, die dem «amerikanischen Bild der Demokratie» entspricht, die ihrerseits mit der oben erwähnten «großen amerikanischen Gemeinschaftstradition» verkoppelt ist.<sup>25</sup>

—  
26 Im Programm der *Electronic Frontier Foundation* (EFF) schreiben D. Burstein und D. Kline: «EFF hat einen <jeffersonschen> Ansatz zum Cyberspace betont. Für die Leader der EFF bedeutet das, einen starken Nachdruck auf die Verteidigung der Meinungsfreiheit und des Schutzes der Privatperson gegenüber ... den Unternehmen und der Regierung zu legen und allgemein zu verhindern, dass die Regierung zur Polizei der Datenautobahn wird.»<sup>26</sup>

---

—  
24 \_\_\_\_\_ Jefferson betrachtete in der Tradition von Locke das Prinzip der Zentralität des Volkes und des einzelnen Bürgers als unantastbar. Er widersetzte sich der Position jener, die wie Hamilton und Madison die Macht der Mehrheit beschneiden wollten. Während Jefferson eine populistische, direkte und antistaatliche Demokratie theoretisch ausarbeitete, gaben Hamilton und Madison einer Republik den Vorzug, in der die Rolle der Minderheiten und der repräsentativen Vermittlung gepriesen wurde. Heute weiß man, dass es sich um eine konventionelle Version der zwei Denkströmungen handelte. Zwischen dem Populismus von Jefferson und dem Elitismus von Hamilton und Madison kam es zu gegenseitigen Konzessionen, die den Grundpfeiler der «hybriden» Natur der amerikanischen Demokratie bilden. Vgl. R. Dahl (1956 und 1984).

—  
25 \_\_\_\_\_ W. Lippman (1921).

—  
26 \_\_\_\_\_ D. Burstein und D. Kline (1995, S. 337). Einer der Gründer der EFF, M. Kapur, schreibt: «Das Leben im Cyberspace scheint sich genau so zu entwickeln, wie es Thomas Jefferson gewollt hätte: Gegründet auf dem Primat der individuellen Freiheit und der Verpflichtung zu Pluralismus, Diversität und der Gemeinschaft gegenüber.»

Mit solcherart allgemein gehaltenen programmatischen Ansprüchen, die zudem von einem veritablen Demokratieverständnis getragen werden, kann man schwerlich nicht einverstanden sein. Schwierigkeiten entstehen jedoch, wenn man sich auf die Ebene der Details begibt. Wenn wir zugeben, dass die Netzwerke «offen» sind, können wir uns dann in Sicherheit wiegen, immer und überall die «Wächter» neutralisieren zu können? Wer sind übrigens diese Wächter? Müssen wir vielleicht die Wächterrolle nur und ausschließlich den Personen anvertrauen, die direkt von den Unternehmen und von der Regierung kommen und die obendrein *explizit* dazu beitragen, unsere Meinungsfreiheit zu beschneiden und in unsere Privatsphäre einzudringen? Wäre es nicht realistischer, zuzugeben, dass es neben dieser Art von Wächtern noch eine weitere Art von Wächtern gibt, fein verwoben mit der zuerst erwähnten Kategorie, die in nicht geringerem Ausmaß unsere Freiheit und Privatsphäre bedingt, und zwar *implizit* und nicht *explizit*? Die Agenturen der Sozialisierung und Akkulturation in Form von Familie, Schule, Kirchen, Parteien, Gewerkschaften, Vereinigungen und nicht zuletzt der Massenmedien – erfüllen sie nicht auch eine Rolle von, um bei der Terminologie zu bleiben, Wächtern, also eine Rolle der *indirekten* Beschattung unseres Verhaltens? Wird nicht soziale Kontrolle ebenso durch Werte, Präferenzen, Wünsche, Geschmack und Vorurteile gesteuert, die von diesen gesellschaftlichen Agenturen Punkt für Punkt eingepägt werden?

Diese Fragen führen zu einem Kernthema, und zwar zur Frage der beiden Wächtertypen. Denn wenn wir uneingeschränkt die These akzeptieren, dass die zu bekämpfenden Wächter nur zur ersten Kategorie der leicht auszumachenden Wächter, der *sichtbaren* Wächter – Unternehmen und Regierung – gehören, dann würde man einfach glauben, dass zur Sicherung unserer Meinungsfreiheit und zum Schutz unserer Privatsphäre nur wenige Maßnahmen oder technische und legislative Verfahren genügen würden, um diesen Typ von Wächtern zu neutralisieren.

Damit möchte ich nicht die Bedeutung solcher Maßnahmen mindern, sondern nur einer allzu simplifizierenden Version der untersuchten Phänomene vorbeugen. Eine differenziertere Version müsste zumindest in gleichem Maße die *unsichtbaren* Wächter oder, wenn man will, die *weniger sichtbaren* Wächter berücksichtigen. Kurz gefasst: Wächter gegenüber den anderen, als die wir selbst fungieren – als durchweg unbewusste Komplizen eines durchgängigen Systems gegenseitiger Überwachung. Einer Überwachung, die sich entweder in unserer Tendenz zur Selbstzensur oder in unserer Tendenz zur Fremdzensur ausdrückt, wenn die Zensierten sich mit Werten identifizieren, die wir nicht teilen.

### *Das Netz ohne Zentrum*

An diesem Punkt stoßen wir auf ein Thema, das unter den vielen im Bereich des Cyberspace geführten Debatten wohl den reichsten Stoff zum Nachdenken bietet. Mit recht überzeugenden Vorannahmen behaupten seine Theoretiker, dass die telematischen Netzwerke wegen ihres interaktiven Charakters die Existenz eines Brennpunktes, eines Kontrollzentrums ausschließen, von dem nach herkömmlichem hierarchischen Muster Botschaften an eine passive, träge und blinde Peripherie gesendet werden. Das Argument ist bekannt: Im Netz sei alles Zentrum und alles Peripherie. Es gäbe also keine privilegierte Position, von der aus man eine totale Verwaltung der Kommunikationsflüsse implementieren könnte.<sup>27</sup>

Auf den ersten Blick mag da ein Korn Wahrheit enthalten sein. Doch wenn man diese Teilwahrheit zu einer absoluten, aus jedem Zusammenhang gerissenen Wahrheit aufbläht, dann kann man sich schwerlich einer gewissen Skepsis entziehen. Mit aller gebotenen Vorsicht mag allgemein die Behauptung gerechtfertigt sein, dass es im Netz kein Zentrum gibt, nicht aber die, dass im Netz prinzipiell die Existenz jeglicher Kontrolle über die Nutzer auszuschließen ist. Es besteht der Verdacht, ja die Gewissheit, dass es im Netz einige von den traditionellen erheblich abweichende Formen der Kontrolle gibt.

Wenn man vom Verschwinden des Zentrums im Netz spricht, greift man in der Regel auf die Metaphern des *Panoptikums* und des *Großen Bruders* zurück. Letztlich wird behauptet, dass die Entstehung des Netzwerks dazu beiträgt, uns endgültig der in diesen Metaphern angesprochenen Zentralmacht zu entwinden.<sup>28</sup>

<sup>27</sup> Vgl. die scharfsinnige Darstellung von B. Latour (1991) über die Beziehung lokal zu global in den «technischen Netzwerken».

<sup>28</sup> Die Theorie, der zufolge das Entstehen des Netzwerks das Ende der zentralen Kontrollinstanz besiegelt, erinnert stark an die Hypothese von J. Baudrillard über «das Ende des panoptischen Systems». Bei der Darlegung seiner Vorstellungen über die *socialité hiperrealiste (où le réel se confond avec le modèle)* schreibt Baudrillard: «So gibt es nicht mehr eine Machtinstanz, eine Sendeinstanz – Macht ist etwas, das zirkuliert, dessen Quelle man nicht mehr ausmacht, ein Zyklus, in dem die Positionen des Herrschenden und des Beherrschten in einer Umkehrung ohne Ende ausgetauscht werden, die auch das Ende der Macht in ihrer klassischen Definition ist» (1981, S. 52, Fußnote 7). T. Eagleton hat sich mit aller Schärfe gegen diese These Baudrillards gewendet: «Der <linke> Zynismus eines Baudrillard macht sich zum beschämenden Komplizen dessen, was das System glauben machen will: dass nun alles <von selbst funktioniert>, unabhängig von der Art und →

Mir scheint es im Rahmen meiner Analyse angebracht, einen Augenblick bei diesen so oft gebrauchten (und missbrauchten) Metaphern zu verweilen. Zunächst gehe ich auf das *Panoptikum* ein.<sup>29</sup> Das Panoptikum ist ein Modell eines Gefängnisbaus, das eben wegen seiner Eigenschaften sicher weit über den Versuch hinausgeht, eine optimale Lösung für die Überwachung der Gefängnisinsassen zu finden. Das Panoptikum ist in der Tat eine Metapher der absoluten Macht, das heißt einer Macht, die von einem Zentralpunkt aus die nahtlose Überwachung von allen und allem ausüben kann.

Hier seien die wichtigsten (physischen) Eigenschaften von Benthams *Panoptikum* kurz illustriert. Auch wenn sie bekannt sind, so hoffe ich doch, dass sie uns dabei helfen können, neue Bewertungskriterien für die Anti-Panoptikums-These der Theoretiker des Cyberspace zu finden. Bentham beschreibt das *Panoptikum* in folgender Weise: Die Wohnung des Wärters oder Gefängnisaufsehers (*inspector lodge*) ist im Zentrum des kreisförmigen Gebäudes gelegen; die Zellen der Gefängnisinsassen sind wie ein Ring innerhalb der äußeren Begrenzungsmauer angeordnet und radial auf das Zentrum hin ausgerichtet.

Ein sehr wichtiges Detail: Die Fenster des Raumes sind mit Rollläden versehen, so dass die Gefängnisinsassen nicht wissen können, ob der Aufseher in einem bestimmten Augenblick anwesend ist oder nicht. Die über den Gefängnisinsassen ausgeübte Kontrolle ist also gleichzeitig real und virtuell. Sie ist real, insofern er sich unter Aufsicht fühlt und sich dementsprechend verhält, aber sie ist virtuell, insofern der Aufseher vielleicht gerade nicht auf seinem Kontrollposten verharret, auch wenn der Beaufsichtigte das niemals mit voller Sicherheit wissen kann.

---

Weise, in der die gesellschaftlichen Fragen von der Erfahrung der Bevölkerungsmehrheit geprägt und definiert werden.» Was die Metapher des Großen Bruders angeht, möchte ich als Beispiel aus einer Herausgebernotiz der Zeitschrift *The Economist* zitieren: «Die Vervielfältigung der Kommunikationskanäle wird das Gegenstück zu einer orwellischen Welt bilden, in der Sie der Große Bruder beobachtet ... Angesichts der Informationsflut, die sich durch die Drähte, Kabel und Wellen ergießt, wird es dem Großen Bruder unmöglich sein, Sie im Blick zu behalten.»

---

Die Vorstellung des Panoptikums wurde bekanntlich von J. Bentham in einer Reihe von Briefen entwickelt, genau genommen in einundzwanzig Briefen, die er seit 1786 aus Russland an einen Freund in England richtete und die dann zusammen mit zwei später über dasselbe Thema verfassten Ergänzungsbänden in einem Sammelband 1791 veröffentlicht wurden. Es handelt sich um ein Modell der Gefängnis- (oder Strafanstalts-)Architektur, das von Bentham in Zusammenarbeit mit seinem Bruder Samuel J. Bentham (Buchverweis 1971) entworfen worden ist.